

Der König der Wälder

Der Rothirsch in Mythen, Legenden und Märchen

Dr. phil. Ursula Brunold-Bigler • Die bedeutende Schweizer Naturschutzorganisation «Pro Natura» hat den Hirsch zum Tier des Jahres 2017 gewählt, um die Bevölkerung für dessen Probleme zu sensibilisieren. Der Rothirsch zählt zu den grössten Wildtieren und besiedelt vornehmlich die Wälder der Alpen und Voralpen.

Ausser zur Brunftzeit leben die geselligen Tiere in Rudeln, nach Geschlechtern getrennt. Weibliche Rudel setzen sich aus mehreren Mutterfamilien zusammen. Diese bestehen aus einer Kuh, ihrem Kalb und dem letztjährigen Jungtier. Anführerin des Rudels ist eine erfahrene Hirschkuh, die wichtige Funktionen wahrnimmt. Sie kennt die sicheren Rückzugsgebiete sowie die Wildwechsel und spürt, wann es Zeit wird, einen andern Estand aufzusuchen. Diese Erfahrungen werden in der Mutterfamilie weitergegeben, wodurch Traditionen entstehen, die sich über Generationen halten. Männliche Jungtiere verlassen die Mutterfamilie im Alter von zwei bis drei Jahren und schliessen sich zu einem Rudel von Hirsch-Stieren zusammen. Ausserhalb der Brunftzeit sind die Hirsche äusserst scheu und auf Sicherheit bedacht. Man bekommt sie deshalb selten zu Gesicht. Als typische Fernwanderer legen sie vom Sommer bis zum Winter zuweilen Dutzende von Kilometern zurück. Die Stiere begeben sich auch während ihrer Brunft im Herbst auf weite Wanderungen, ebenso zieht es die Junghirsche in die Ferne. Die wandernden Tiere stossen in unserer zerschnittenen Landschaft indes ständig auf Hindernisse wie Siedlungen, Schienen und Strassen. Um den 35'000 in der Schweiz lebenden Hirschen durchgängige Korridore zu ermöglichen, engagiert sich «Pro Natura» für die Überbrückung von Hindernissen durch Wildtierüberführungen.¹

Ein Blick in die Wahrnehmungsgeschichte des Hirschs belegt, dass das imposante schnelle Tier, dessen strahlenförmiges Geweih mit der Kraft der Sonne wuchs und

abstarb, und dessen Röhren während der Brunft durch die herbstlichen Wälder hallte, aufgrund dieser vertrauten und doch geheimnisvollen Gewissheiten durch den Lauf der Zeiten im Bannkreis des Göttlichen stand.

In der griechischen Antike galt die Jagdgöttin Artemis als Herrin der ihr heiligen und unter ihrem Schutz stehenden Hirsche.

Der Hirsch unter dem Schutz der Artemis

In der griechischen Antike galt die Jagdgöttin Artemis als Herrin der ihr heiligen und unter ihrem Schutz stehenden Hirsche. Als Agamemnon, der Anführer der Griechen im Trojanischen Krieg, in Aulis eine Hirschkuh erlegte, schickte Artemis eine Windstille, welche die Schiffe am Auslaufen hinderte und forderte als Sühneopfer Agamemnons älteste Tochter Iphigenia. Die griechische Mythologie übertrug die Fürsorglichkeit der Göttin Artemis auf ihr Lieblingstier, die Hirschkuh. Der Halbgott Herakles verliebte sich in die schöne Auge, die sich als jungfräuliche Priesterin der Göttin Athene geweiht hatte, und schwängerte sie, worauf Auge ihren Sohn Telephos im Geheimen gebar. Nach der Entdeckung wurde das Kind im Gebirge ausgesetzt, doch von einer Hirschkuh gesäugt und so am Leben erhalten. Die Hirschkuh als

Amme, die mit ihrer Milch ausgesetzte Kinder, verstossene Stieftöchter und Ehefrauen sowie freiwillig im Wald lebende Einsiedler ernährt, erscheint noch in der mittelalterlichen Epik und Legendenliteratur als äusserst beliebtes Motiv.

Das isländische Sólárljóð (Sonnenlied), eine um 1350 entstandene Vision des Jenseits in Gedichtform,² bezeichnet in der 55. Strophe Christus als Sonnenhirsch, dessen Geweih bis zum Himmel reicht. Der Dichter greift hiermit auf die traditionelle vorchristliche Umschreibung für den hirschgestaltigen Sonnengott zurück:

*Den Sonnenhirsch sah ich von Süden kommen,
von Zweim am Zaum geleitet.
Auf dem Felde standen seine Füsse,
die Hörner hob er zum Himmel.³*

In der Gründungslegende des Zürcher Fraumünsters dient Christus als Hirsch frommen Frauen als wegweisendes Tier, damit der Wille Gottes erfüllt werde: Hildegard und Berta, zwei Töchter König Ludwigs des Deutschen, lebten in einsamer Zurückgezogenheit auf der Burg Baldern auf dem Albis, um ihr Leben ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Wenn sie in die benachbarte Stadt Zürich wanderten, um in der Kapelle von Felix und Regula ihre Gebete zu verrichten, sandte Gott ihnen einen schönen, weissen Hirsch mit brennenden Lichtern auf seinem Geweih, der sie sicher durch den dunklen Wald führte. Da der Hirsch immer wieder an derselben Stelle vor der Limmat beharrlich stehenblieb, erkannten die Schwestern, dass an diesem Ort ein Kloster zu errichten sei, wo sie als Nonnen Gott dienen sollten. Sie un-



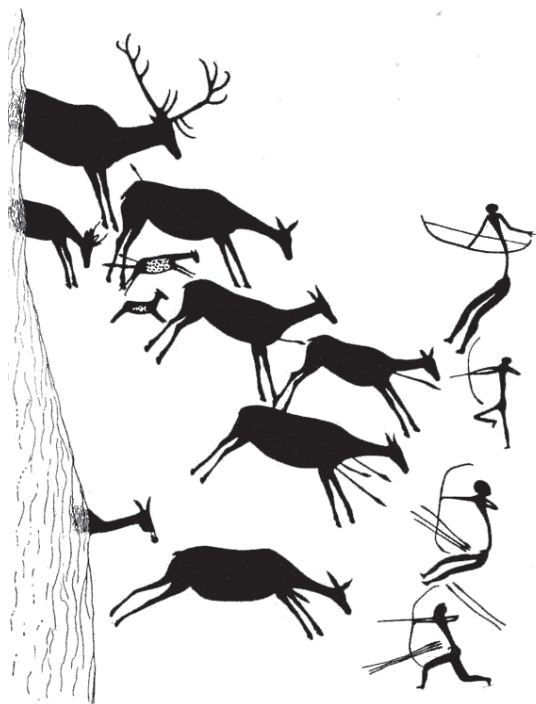
terbreiteten ihren Wunsch dem König, ihrem Vater, der ihnen das Kloster erbauen liess.⁴

Die oben erwähnten Wanderungen brünftiger Junghirsche haben die menschliche Phantasie zu unterschiedlichen Zeiten beschäftigt. So stellt schon das alttestamentliche Hohe Lied den Hirsch in Zusammenhang mit der Erotik. Der liebeshungrige Bräutigam, der zu seiner Braut eilt, wird mit einem Junghirsch verglichen, der über die Berge springt und über die Hügel hüpfert (Hld 2,8). In der mittelalterlichen Epik führt ein weisser Hirsch junge Ritter in Feenwelten und Liebesgrotten.⁵

Ein künstlich angefertigter Hirsch aus Gold wird in Varianten des Novellenmärchens «Der goldene Hirsch» in einer frauenfeindlichen und hinterhältigen «Liebesjagd» als Requisit eingesetzt: Ein junger Mann von meist niedriger sozialer Herkunft lässt das Tier im Zimmer einer Prinzessin aufstellen, versteckt sich in der hohlen Statue und «verführt», spricht vergewaltigt die Prinzessin aufgrund einer Wette mit deren Vater.⁶ Wohlgemerkt, nur als Kunstfigur aus Menschenhand lässt sich der Hirsch für niedrige Zwecke missbrauchen.

Im dänischen Märchen «Der Hirschprinz»⁷

wird der internationale Erzähltyp «Das gute und das schlechte Mädchen» (ATU 480; KHM 24: Frau Holle) mit der Vorstellung vom verzauberten erlösungsbedürftigen Tierbräutigam (ATU 425) kombiniert. Der hirschgestaltige Prinz begibt sich auf die Suche nach einer Frau, die sich freiwillig auf seinen Rücken setzt und auf sein Schloss im Wald führen lässt. Mut, alltagspraktischer Sinn und tiefe bedingungslose Liebe des guten Mädchens zu seinem tierischen Gefährten ermöglichen die Rückverwandlung des Verzauberten, während das schlechte Mädchen und ihre Mutter, die Stiefmutter der guten



Tochter, ihrer Gemeinheit und Habgier zum Opfer fallen.

Als Tier, das in heissen Sommern in kühlen Höhlen lagert, werden dem Hirsch Kenntnisse der unterirdischen Welt zuge-
dacht.

Im baskischen Märchen «Der Rat des Hirsches»⁸ übernimmt nach langer vergeblicher Suche eines verarmten Edelmannes der Hirsch Zazpi, was «Sieben» bedeutet, die Patenschaft für dessen Sohn. Um die traditionsbedingt enge Bindung zum Kind, die «geistliche Verwandtschaft» nach aussen zu demonstrieren, verlangt der Pate, dass der Kleine seinen Namen trägt. Nachdem der Vater dazu sein Einverständnis gegeben hat, zeigt ihm der Hirsch im Wald eine Stelle, wo ein Schatz vergraben liegt. Das Geld ermöglicht eine prächtige Tauffeier und sichert darüber hinaus die Zukunft des Kindes materiell ab.

Als der Patensohn erwachsen ist, gräbt der Hirsch ihm eine Wurzel aus, die der kranken Königstochter Heilung verschafft. Der König verleiht ihm den Posten des Obersten Ministers, die Prinzessin verliebt sich in ihren Helfer und die beiden heiraten, nachdem der König sich von Zazpis absoluter Loyalität ihm gegenüber überzeugen konnte. Und es wundert nicht, dass dieser Schwiegersonn einmal die Krone erben wird. Da die brauch-
tümliche Verpflichtung des Paten gegenüber seinem Patenkind⁹ mit dessen Heirat endet,

gibt der Hirsch ihm den Rat, die Jagd in der Umgebung des Schlosses aufzugeben, damit er ihn nicht töte, da dies ihm schaden würde.

Setzen wir uns nun mit dem Symbolgehalt dieses Märchens auseinander. Auf mittelalterlichen Bildern und Kultgegenständen symbolisiert der Hirsch je nach inhaltlicher Aussage Christus selber, das Sakrament der Taufe sowie die Apostel, die Heiligen und die Gläubigen, also all jene, die durch die Taufe zum Herrn gehören. Nach antiken Vorstellungen, die später auf Christus hin gedeutet werden, frisst der Hirsch, nachdem er eine Schlange verschlungen und ihr Gift ihm geschadet hat, ein Heilkraut und verjüngt sich so stetig.¹⁰ Das mit Klugheit ausgestattete Tier kennt also das Lebenskraut.

Dieses Motiv lebt in unserem Märchen weiter; die vom Hirsch ans Licht geholte heilende Wurzel hat sich allerdings in der Wirkung abgeschwächt.¹¹ Die Siebenzahl, die für die vollkommene Einheit steht, findet sich mehrfach in gedanklicher Verbindung mit Christus; erinnert sei an die Sieben Bitten des Vaterunsers, die Sieben Worte Jesu am Kreuz, die Kreuzwegandacht der Sieben Fussfälle sowie die Sieben Schmerzen Marias und die ebenso vielen Freuden um ihren Sohn.¹²

Der traditionsgemäss in enger Beziehung zur Taufe stehende Hirsch handelt im baskischen Märchen trotz der Verweltlichung des Genres im Auftrag dieses Sakraments. Dabei werden die sozialen Verpflichtungen der Patenschaft und die innige Verbindung zwischen Pate und Patensohn stark hervorgehoben. Der Hirsch Zazpi steht zwar trotz seines mit Christus verknüpften Namens nicht mehr für den Gottessohn, sondern für einen jenseitigen, seinen gleichnamigen Schützling mit Reichtum, Gesundheit und

*Als Tier, das in heissen
Sommern in kühlen Höhlen
lagert, werden dem Hirsch
Kenntnisse der unterirdischen
Welt zuge-
dacht.*

Liebe beglückenden Lichtbringer. In der Eustachius- und der späteren Hubertuslegende erscheint Christus als Hirsch mit leuchtendem Kreuz zwischen den Geweihten und fordert den noch heidnischen Jäger auf, von seiner Verfolgung abzulassen,¹³ aber auch im Märchen warnt der Hirsch den ihm anvertrauten Menschen ernsthaft davor, ihn zu töten. Nehmen wir doch die Warnung des Hirschs im Rahmen eines verantwortungsbewussten Naturschutzes ernst!

- 1 pronatura.ch; Tier des Jahres 2017.
- 2 Medieval Scandinavia. An Encyclopedia, edd. by P. Pulsiano / K. Wolf, New York, London 1993, 607–608.
- 3 Die Edda, die ältere und jüngere nebst den mythischen Erzählungen der Skalda, übersetzt und mit Erläuterungen begleitet von K. Simrock. Sechste verbesserte Auflage, Stuttgart 1876, 327.
- 4 Die Zürcher Stadtheiligen Felix und Regula. Legenden, Reliquien, Geschichte und ihre Botschaft im Licht moderner Forschung, hrsg. von H. F. Etter u.a., Zürich o. J. [1988], 39f.
- 5 L. Blum, Hirsch, in: Enzyklopädie des Märchens 6, Berlin, New York 1990, 1067–1072; hier: 1068.
- 6 H.-J. Uther, Deutscher Märchenkatalog, Münster, New York 2015, Nr. 854.
- 7 Dänische Volksmärchen, hrsg. von L. Bødker, Nr. 77.
- 8 Baskische Märchen, übersetzt und herausgegeben von F. Karlinger und E. Laserer, München 1980, Nr. 22.
- 9 Zur historischen Funktion der Patenschaft in Brauch und Erzählüberlieferung siehe B. Gobrecht, Pate, Patin, in: Enzyklopädie des Märchens 10, Berlin, New York 2002, 612–620.
- 10 P. Gerlach, Hirsch, in: Lexikon der christlichen Ikonographie, hg. von E. Kirschbaum u.a., Bd. 2, Rom u.a. 1970, 286–289.
- 11 Siehe dazu: J. Bauer: Lebenskraut, in: Enzyklopädie des Märchens 8, Berlin, New York 1996, 836–838.
- 12 K. Pöge-Alder, Sieben, in: Enzyklopädie des Märchens 12, Berlin 2006, 646–649.
- 13 H. L. Keller, Reclams Lexikon der Heiligen und biblischen Gestalten. Legende und Darstellung in der bildenden Kunst, Stuttgart 1970, 187f.

Dr. phil. Ursula Brunold-Bigler ist Volkskundlerin und Erzählforscherin und Autorin. Sie lebt in Chur und ist Trägerin des Schweizer Märchenpreises 2017.

Der verzauberte Hirsch

Wenn aus dem Landstrich der Ahornbäume der Winter weggezogen ist, kommen die Kinder aus den warmen Wigwams heraus, waten durch den Schnee und halten eifrig Nachschau, ob nicht etwa schon aus dem einen oder anderen Baum der süße Saft gequollen kommt. Das sind freudige und aufregende Stunden, auf die sich die kleine Kato und ihr Bruder Wabi schon immer lange vorher freuten. In jenem Frühling aber waren die beiden von einer seltsamen Traurigkeit befallen, dass die anderen Kinder sie fragten: „Was habt ihr denn? Warum spielt ihr nicht?“

Kato brach, anstatt zu antworten, in herzerreißendes Weinen aus, und Wabi sagte: „Unsere Stiefmutter hat uns fortgejagt. Wir seien schon groß, sagte sie, und sie habe uns noch immer auf dem Hals...und da mussten wir gehen...“ - „Aber wo wollt ihr denn hin? Im Wald gibt es wilde Tiere und böse Geister.“

„Ich fürchte mich nicht, ich habe einen guten Bogen und genügend Pfeile.“

Wabi wandte sich an die Schwester: „Komm Kato, wir müssen uns beeilen, wenn wir unseren Wigwam noch im Hellen aufstellen wollen.“

Der Knabe reichte dem Mädchen die Hand, und sie schlugen einen Pfad ein, der in den tiefen Wald führte. Sie gingen und gingen.

Auf dem Wege, der sich stellenweise fast ganz im Gestrüpp verlor, hörten sie von Zeit zu Zeit das stöhnende Knarren eines Baumes oder den Schrei eines fremden Vogels. Im Walde wurde es immer dunkler. Alle Augenblicke glaubten sie in dem grauen Dämmern wilde, verzerrte Gesichter zu sehen, und immer wieder glitt der Schatten eines schwarzen Vogels durch die Baumstämme. Kato fürchtete sich. Sie hielt die Hand ihres Bruders umklammert, und Wabi fühlte, dass sie am ganzen Leib zitterte. „Der Wald ist bald zu Ende, sei nur ruhig“, versuchte er sie zu trösten. „U- i, u – i...“ gab das Echo die letzte Silbe zurück.

„Schau dich nicht um, schau lieber auf die Erde“, flüsterte Wabi, und Kato senkte den Kopf. Wabi aber beobachtete mit scheuen Blicken, was in ihrer Nähe vorging.

Violette, gelbe und grüne Gesichter sprangen von Baum zu Baum, von Gebüsch zu Gebüsch und streckten ihm ihre langen Arme entgegen. „Keine Spur!“ flüsterte die Kleine plötzlich und zeigte auf die Erde. Wahrhaftig! Der Abdruck der scharfen Hufe verriet Wabi, dass auf diesem Weg ein Hirsch gegangen sein musste.

„Die Spur wird uns aus dem Wald herausführen“, sagte er, neuen Mut schöpfend.

Kaum waren sie den Spuren des Hirsches ein Stück gefolgt, da waren die schrecklichen Spukbilder wie mit einem Schlage verschwunden. Der Wald wurde immer heller, und die Kinder kamen auf eine große Lichtung. Das Gras war hier schon grün, und nirgends lag mehr Schnee. Die Spuren führten sie zu einer mächtigen Eiche, die inmitten der herrlichen Waldwiese stand. „Ach, ich habe Durst“, klagte Wabi, als sie im Schatten des riesigen Baumes standen. Kaum hatte er ausgedet, da füllte sich die letzte Hirschspur mit kristallklarem Wasser wie ein Brunnen. Der Knabe kinete nieder. „Trinke lieber nicht, Brüderchen, das ist gewiss kein gewöhnliches Wasser!“

Aber Wabi achtete nicht auf die warnenden Worte, sondern neigte sich zu dem

Wasser hinunter, um zu trinken. Kaum hatte er den ersten tiefen Zug getan, da überfiel ihn eine seltsame Müdigkeit, sein Kopf wurde sonderbar schwer, während er in Armen und Beinen eine Leichtigkeit fühlte, dass er hätte tanzen und springen mögen.

„Ach, Brüderchen, was geht mit dir vor?“ jammerte Kato. „Du hast ja plötzlich ein weißes Fell, und auf deinem Kopf wächst ein Geweih!“

Wabi wollte aufstehen, aber seine eigenen Hände, wollten ihm nicht mehr gehorchen. Anstatt der Finger waren ihm Hufe gewachsen, mit denen er sich vergeblich an dem Baum anzuhalten versuchte. Er wollte sprechen, aber er konnte nur noch röhren – er war zu einem Hirsch geworden. Kato wollte ihm helfen, sie sprach ihm Trost zu, sie bemühte sich, ihm das Geweih abzunehmen, aber alles war vergeblich. Schließlich legte sie, von der langen Wanderung todmüde, den Kopf auf das warme Fell des Hirschen und schlummerte ein. Um die Mitternachtsstunde erwachte sie. Sie hörte wie der Wind im Laube der Baumkrone rauschte, und auf einmal klangen auch noch andere Töne dazwischen. Es war, als ob jemand spräche, „jetzt bin ich sie endlich los...“ Starr vor Schreck erkannte Kato die Stimme der Stiefmutter! „Wabi kann keiner mehr helfen, denn keinem wird es gelingen, den Baum umzulegen...“ Die Worte der Stiefmutter wurden von einem schneidenden Lachen unterbrochen: „Haha – ha, den möchte ich sehen...!“ Kato blickte in die Krone der Eiche hinauf, aber Laub und Äste nahmen ihr die Sicht. Die Stimmen waren verstummt, und auch der Wind hatte sich gelegt. Nur der bleiche Mond wanderte über den Nachthimmel. Kato schlummerte wieder ein. Erst in der Frühe fiel ihr wieder ein, was sich während der Nacht zugetragen hatte. Sie erzählte dem weißen Hirsch kein Sterbenswörtlein davon, sondern fertigte sich eine Steinaxt. Sie wollte versuchen, den riesigen Baum selbst umzuschlagen. Aber kaum hatte sie den ersten Hieb getan, ging der Tomahawk in tausend Stücke. Tief betrübt setzte sich ins Gras. Der Hirsch schmiegte sich liebevoll an sie. Kato fuhr ihm zärtlich über den Kopf und flüsterte verzweifelt: Ach, Wabi, wenn du wüsstest...

Aber ich werde wohl niemals die Kraft haben, den Baum umzulegen, und du kannst mir nicht helfen dabei...“ Lange, lange zerbrach sich die Kleine den Kopf, wie sie die mächtige Eiche fällen könnte, aber schließlich blieb ihr nichts anderes übrig, als ihren Wigwam aufzustellen und zu warten. Der Hirsch verließ sie jeden Morgen, um sich Äsung zu suchen, und kehrte erst am Abend wieder zurück. Einmal, es war gerade um die Mittagszeit, hörte Kato laute Stimmen, und gleich darauf kam der weiße Hirsch, von Jägern verfolgt, aus dem Walde gelaufen. Ein Pfeilregen schwirrte durch die Luft, und der Hirsch blieb, am ganzen Leibe bebend, unter dem Eichenbaum stehen. Ohne zu zögern, sprang sie zu ihm, um ihn mit ihrem Leibe zu decken. Die Indianer stellten das Schießen ein und kamen näher. Da erkannte Kato in einem der Jäger ihren Vater „Kato, wie kommst du hierher?“ rief der Mann voller Freude. „Und wo ist Wabi?“ Sie wies auf den weißen Hirsch und erzählte dem Vater, was geschehen war. Alle lauschten gespannt. Als Kato verstummt war, griffen sie nach ihren Tomahawks und hieben auf den Baum ein, dass die Späne flogen. Aber nicht einmal ihnen gelang es, den Baum zu fällen.

„Wir machen Feuer und brennen den Stamm durch!“ schlug einer der Indianer vor.

Sie häuften Holz um die Eiche, und es dauerte nicht lange, da leckten an der riesigen Rinde gierige Flammenzungen. Der Hirsch sah ihrem Beginnen aufgeregt zu. Immer tiefer fraß sich das Feuer in den Stamm. Dann gab es einen Krach, die Krone schwankte, und die Eiche sank langsam zur Erde. Kato ließ kein Auge von ihrem Bruder. Das weiße Fell schwand wie Schnee in der Sonne, und in dem Augenblick, da der Baum niederkrachte, stand wieder Wabi, der Indianerknabe, vor ihr. Aus dem Feuer wälzte sich eine schwarze Rauchwolke, und die Jäger sahen eine schwarze Eule, die heulen dem Urwald zuflog..."

„Eine Hexe“, riefen die Indianer, „eine böse Hexe.“

„Unsere Stiefmutter!“ flüsterte Wabi. „Sie war eine Hexe und muss nun als Eule unter den bösen Geistern im Urwald leben.“

*

Quelle: Märchen des Stammes Algonki

[Märchenbasar – Der verzauberte Hirsch \(maerchenbasar.de\)](http://maerchenbasar.de)

Der Hirsch mit dem zwölfzackigen Geweih

Märchen der Jakuten aus Sibirien

Vor langer Zeit lebte einmal eine alte Frau gemeinsam mit ihrer Enkeltochter in einem armen Tal. Und obwohl sie beide fleissig arbeiteten, wussten auch sie oft nicht, woher sie ihr tägliches Brot nehmen sollten. Dabei war das Mädchen schön, schön wie die Morgensonne. Aber wer wollte ein so armes Mädchen heiraten? Die Grossmutter dachte hin und her, rief endlich die Enkeltochter zu sich und sprach: «Die Leute erzählen, dass der sein Glück finden kann, der auszieht, es zu suchen. Aber niemand weiss, wohin man sich wenden muss. Geh du, geh, und suche das Glück! Und wenn du es gefunden hast, so vergiss auch die armen Menschen hier im Tal nicht!»

Sie nähte ihr Kamusse (Fellschuhe) für die Füsse, gab ihr an Kleidern und Wegzehrung mit, so viel sie vermochte, und das Mädchen machte sich auf, das Glück zu suchen.

Sie wanderte lange durch Wälder und Felser, stieg über hohe Berge und durchquerte breite Flüsse, doch das Glück fand sie nicht. Ihre Kamusse waren längst verschlissen und Dornen verletzten ihre Füsse. Schliesslich gelangte sie an das Meer und wusste nicht, wie sie hier weiterkommen sollte. Sie setzte sich auf einen Stein und weinte.

Auf einmal erklang ein Lied, das sie selbst oft gesungen hatte. Sie schaute sich um, doch niemand war zu sehen.

«Wer brachte mein Lied hierher?»

«Ich brachte es!», antwortete der Wind.

«Und wer singt es?»

«Ich singe es», antwortete eine Meereswoge leise. «Der Wind trug es uns her und wir Wellen rollen rascher, wenn wir es singen. Es ist ein so schönes Lied! Nimm zum Dank unsere Gabe, sie wird dir auf deinem Wege hilfreich sein.»

Die Welle rief ihre Schwestern. Schaumgekrönt eilten sie von weit draussen herbei und trugen ein schaumweisses Pferd an den

Strand. Dann lag das Meer wieder glatt da.

Das Mädchen schwang sich auf das Pferd und hielt sich an seiner Mähne fest. Das schaumweisse Pferd stob nur so dahin und hielt endlich vor einem Berge an. Es stampfte mit seinem Hufe, da öffnete sich der Berg und heraus trat ein weisser Hirsch. Wie mit Sternen übersät glitzerte sein Geweih. Der weisse Hirsch sprach: «Ich kenne dich, Mädchen, und weiss, dass dein Herz ohne Furcht ist. Höre mir gut zu, dann wirst du dein Glück finden. Gehe über diesen Berg und weiter in die Taiga, doch ruhe dich stets nur in der Nacht aus. Dann wirst du zu dem blauen Berge Kuoch Kaja kommen. In diesem Berge haust der schwarze Hirsch. Sein Fell ist dicht, doch noch grösser als die Zahl seiner Haare ist seine Bosheit. Er hat das Glück der Menschen geraubt und hält es in seinem Berg versteckt. Der schwarze Hirsch hat ein zwölfzackiges Geweih, an dem ist ein festes Seil mit zwölf Knoten befestigt, und in diesen Knoten steckt das Glück. Löse die Knoten, Mädchen, auch wenn es dir schwer fällt. Trau nicht dem, was du siehst, und nicht dem, was du fühlst! Versuche, auch beim letzten Knoten wach zu bleiben! Folge nur deinem Herzen und erlöse das Glück!»

Damit war der weisse Hirsch verschwunden und mit ihm das schaumweisse Pferd. Doch von Weitem schimmerte ein Licht, als ob es sie rief. Sie folgte ihm durch spitze Dornen und scharfe Felsen und überquerte den Berg. Dann erlosch das Licht und sie schlief in der Nacht. Am nächsten Tag führte das Licht sie durch die Taiga. Schwärme böserartiger Mücken fielen über das Mädchen her. Doch dann erhob sich ein Wind und trieb die Mücken fort. Schliesslich kam sie zu dem blauen Berge Kuoch Kaja. Eisige Kälte ging von ihm aus. Im festen Gestein zeigte sich ein schwarzes Tor. Sie wollte eintreten, aber ein Rudel grauer Hirsche verwehrte ihr den Eingang. Doch da verwandelte sich das wei-

se Licht in den weissen Hirsch mit dem glitzernden Geweih. Entsetzt stoben die grauen Hirsche davon. «Weiter darf ich dich nicht begleiten, hier musst du allein eintreten», sagte der weisse Hirsch und verschwand.

Im Bergesinneren war es finsterner als in einer Herbstnacht. Sie tastete sich vorwärts, gewahrte endlich ein blinkendes, blaues Licht und gelangte zu dem mächtigen, schwarzen Hirsch. Aus seinen riesigen Augen loderte ein blaues Feuer, schloss er sie, versank die Höhle wieder im Dunkel. Der Kopf des Hirsches trug ein zwölfzackiges Geweih. Mit zwölf Knoten war ein starkes Seil daran geknüpft. Der Hirsch stiess ein Brüllen aus, vor dem die Felsen erzitterten. Ihr Herz erstarrte vor Entsetzen, sie stand da, wie gelähmt. Doch dann fiel ihr die Weisung des weissen Hirsches ein. Sie stampfte mit dem Fuss, raffte ihren Mut zusammen und trat vor den Hirsch. Der schloss die Augen und es wurde finster. Sie fürchtete, nun würde er sich auf sie stürzen, doch nichts geschah.

Sie streckte die Arme aus und begann, den ersten Knoten zu lösen. Plötzlich durchdrang eisige Kälte ihre Finger, sie erstarrten und konnten sich nicht mehr bewegen. Ihr ganzer Körper wurde zu Eis, nur ihr Herz schlug heiss und heftig. Aber da dachte sie an das Unglück der Menschen in ihrem Tal – und in diesem Augenblick wich die Kälte und ihre Finger lösten den ersten Knoten. Sie gönnte sich keine Ruhe und nahm gleich den zweiten Knoten vor.

Da füllte plötzlich ein greller Flammenschein die Höhle. Er blendete die Augen und übergoss sie mit Höllenhitze. Ihre Haut riss und Blut tropfte auf den Steinboden. Aber auch davon liess sie sich nicht schrecken und knüpfte den zweiten Knoten auf. Im selben Augenblick fiel die Hitze von ihr ab. Erleichtert atmete sie auf.

Beim dritten Knoten überfiel sie ein furchtbarer Heiss hunger, gleichzeitig wurde



es in der Höhle hell und neben ihr standen die köstlichsten Speisen. Sie weinte vor Hunger, doch sie dachte an die Worte des Hirsches: «Trau nicht dem, was du siehst!»

Keinen Blick warf sie mehr auf die herrlichen Speisen, fuhr in ihrem Tun fort, und der dritte Knoten löste sich unter ihren Händen.

Der schwarze Hirsch rührte sich nicht. Seine ganze Kraft lag in den Knoten wie auch in den Ängsten und Versuchungen, mit denen er das Mädchen peinigen konnte. Mehr vermochte er nicht. Das Mädchen nestelte unablässig an den Knoten. Zehn waren bereits aufgeknüpft, nun blieben nur noch zwei. «Was werde ich nun noch erdulden müssen?», dachte sie. Beim elften Knoten hörte sie ein zärtliches Kinderlied. Ihre Grossmutter kam auf sie zu und wollte sie umarmen. Doch das Mädchen dachte an die Worte des weissen Hirsches: «Trau nicht dem, was du siehst!»

Und auch, wenn es ihr unsäglich schwer fiel, sie wandte sich ab. Da löste sich der Knoten von selbst, und die Grossmutter war verschwunden.

Beim letzten Knoten überfiel sie eine grosse Müdigkeit und gleichzeitig stand neben ihr ein weiches Bett. Die Augen fielen ihr zu, der Schlaf wollte sie übermannen, und ihre müden Hände wollten ihr nicht mehr gehorchen. Doch sie erlaubte ihnen nicht aufzuhören und schlafend löste sie den letzten Knoten.

Da dröhnte der blaue Berg, die Wände der Höhle wankten und sie fiel wie tot auf den Steinboden. Als sie erwachte und wieder zu sich kam, war über ihr blauer Himmel und die Sonne leuchtete. Sie lag im weichen Gras unweit des Meeres und ein schöner Jüngling beugte sich zu ihr nieder. An seiner Seite wartete das schaumweisse Pferd. Der Jüngling

lächelte sie an. «Kennst du mich, Mädchen? Ich war der weisse Hirsch. Der schwarze Hirsch war mein Feind, er verwünschte mich in Tiergestalt und hielt das Glück im Berg gefangen. Doch du hast die Knoten gelöst, du hast auch mich erlöst. Ich liebe dich, willst du meine Frau werden?»

Sie streckte die Arme nach ihm aus. Er hob sie auf das weisse Pferd, und gemeinsam ritten sie in das Tal, in dem die Grossmutter wohnte. So kehrte das Glück zu den Menschen zurück.

Fassung Heidi Christa Heim, nach: Sowjetliteratur, Monatszeitschrift des Schriftstellerverbandes der UdSSR 8/1979.



Die Eule im Märchen

Nächtliches Ungeheuer oder weise Ratgeberin

Djamila Jaenike • «Schuu-hu-huhuhuu!», macht es hinter dem Haus im Wald. Was für die einen unheimlich klingt, ist der Balzruf des Waldkäuzchens. Er zeigt aber auch, wem welches Revier gehört. Nach einem estnischen Märchen¹ singt die Eule so, weil ihr bei der Verteilung der Lieder kein anderes mehr übrig geblieben ist.

Im Volksglauben kündigt der Ruf der Eule den Tod an, oder eine Geburt, je nach Region. So heisst es in einem spanischen Märchen: «Eines andern Tages bekam er den Altenhusten und Frau Tod liess ihm durch eine Eule sagen, dass sie ihn bald besuchen werde.»²

Das unheimliche Nachttier

Gerne wird die Eule als dämonisches Tier gesehen, da sie in der Nacht gut sieht. In «Jorinde und Joringel» (KHM 69) in der Sammlung der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (KHM) nimmt die Zauberin die Gestalt einer Eule an: «Nun war die Sonne unter; die Eule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte krumme Frau aus diesem hervor, gelb und mager, grosse

rote Augen, krumme Nase, die mit der Spitze ans Kinn reichte.»³

Flatternde Eulen und Fledermäuse verstärken das unheimliche Bild einer nächtlichen Prüfung: «Inzwischen war es dunkel geworden, und der Soldat begann zu lesen. Kaum aber hatte er die erste Seite umgeblättert, als Tausende von Eulen und Uhus auf ihn zuflogen, gefolgt von Tausenden von Fledermäusen, und alle heulten, kreischten, schlugen mit den Flügeln und schwirren ihm um den Kopf herum – es war ein Graus!»⁴

Weshalb die Eule ein Nachttier ist, wird in ätiologischen Geschichten erklärt: Die Eule schlägt vor, einen König zu wählen, damit die Vögel weniger streiten, und ihr Rat wird befolgt.⁵ Der Zaunkönig gewinnt, wenn auch

nur mit List. Im Grimm'schen Märchen «Der Zaunkönig» (KHM 171) muss die Eule den Zaunkönig daraufhin bewachen: «Die Eule ward als Wache davor gestellt: Sie sollte den Schelm nicht herauslassen, so lieb ihr das Leben wäre. Als es aber Abend geworden war, und die Vögel von der Anstrengung beim Fliegen grosse Müdigkeit empfanden, so gingen sie mit Weib und Kind zu Bett. Die Eule allein blieb bei dem Mäuseloch stehen und blickte mit ihren grossen Augen unverwandt hinein. Indessen war sie auch müde geworden und dachte: «Ein Auge kannst du wohl zutun, du wachst ja noch mit dem andern, und der kleine Bösewicht soll nicht aus seinem Loch heraus.» Also tat sie das eine Auge zu, und schaute mit dem andern steif auf das Mäuseloch. Der kleine Kerl guckte mit dem

Foto: © krasula & sartrawelot/shutterstock.com, Illustration: A. Raabham: The Owl and the Birds

Kopf heraus und wollte wegwitschen, aber die Eule trat gleich davor, und er zog den Kopf wieder zurück. Dann tat die Eule das eine Auge wieder auf und das andere zu und wollte so die ganze Nacht abwechseln. Aber als sie das eine Auge wieder zumachte, vergass sie, das andere aufzutun, und sobald die beiden Augen zu waren, schlief sie ein. Der Kleine merkte das bald und schlüpfte weg. Von der Zeit an darf sich die Eule nicht mehr am Tage sehen lassen, sonst sind die andern Vögel hinter ihr her und zerzausen ihr das Fell.»⁶

Tatsächlich werden Eulen gerne «gehasst», das heisst angegriffen und vertrieben von anderen Vögeln, zum Beispiel von den Krähen.

Ebenfalls in der Grimm'schen Sammlung findet sich der Schwank «Die Eule» (KHM 174), in dem sich eine Eule in eine Scheune verirrt und nicht mehr heraustraut. Die Menschen, die nacheinander die Scheune betreten, erschrecken so sehr über das vermeintliche Ungeheuer, dass sie beschliessen, die Scheune zu verbrennen.⁷ Unheimlich ist der Waldkauz in der Tessiner Sage «Der Waldkauz von Arbedo»: «Es war einmal ein Hirt, der sass vor seiner Hütte und ass Polenta mit Milch. Gestört durch den Waldkauz, der unablässig rufend hin- und herflatterte, schrie der Hirte auf gleiche Art zurück. Plötzlich aber besann er sich und rief:

«Kauz bist du,
Kauz bin ich,
willst du essen,
so komm zu Tisch!»

Kaum aber waren ihm diese Worte über die Lippen gekommen, da stand ein grosser Mann mit dem Kopf eines Kauzes vor ihm. Mit mächtiger Stimme, die den Tapfersten hätte erzittern lassen, sagte er: «Du hast mich gerufen. Was gibst du mir zu essen?»

Der ungeheure Kauz frisst alles auf, droht am Ende, gar den Hirten zu verspeisen, da rettet ihn das Kreuz, und der Spuk ist vorbei.⁸

Der Ruf der Eule wird verschieden gedeutet. Oft heisst es, er würde bedeuten, dass sie friert. Eine sizilianische Geschichte erklärt das Rufen als Seufzen, denn die Eule soll früher ein Mensch gewesen sein. Diesem wird jeder Wunsch erfüllt, bis er darum bittet, Gott zu werden und zur Strafe in eine Eule verwandelt wird, die nun ihrem Glück hinterherjammert.⁹

Die Eulenvögel

Die Eulen zählen rund zweihundert Arten. In den Märchen wird nur selten zwischen den eigentlichen Eulen (Strigidae) und den Schleiereulen (Tytonidae) unterschieden. Eulen sind ausser auf der Antarktis auf allen Kontinenten vertreten. Ihr Habitus ist sehr



«Die Vögel aber glaubten ihr nicht, sondern sagten, sie sei unvernünftig, ja verrückt. Später aber, durch Erfahrung belehrt, staunten sie und hielten sie in der Tat für den weisesten aller Vögel.»

verschieden, vom grossen Uhu mit rund 60 Zentimeter Höhe, einem Gewicht von rund 3 Kilogramm und einer Flügelspannweite von 160 Zentimetern bis zum Sperlingskauz, der nur 16 Zentimeter gross ist, etwa 50 Gramm wiegt, und dessen Flügelspannweite nur 35 Zentimeter beträgt. Diese kleinste Eule ist, wie die Schnee-Eule und einige wenige andere, ausnahmsweise tagaktiv. Dank dem Gewölle, dem ausgewürgten Speiballen, der sich auf dem Boden im von Eulen bevölkerten Wald findet, lässt sich gut ablesen, was die Vögel verspeist haben. Meist sind es Mäuse, Schnecken und Käfer. Eulen können ihren Kopf bis zu 270 Grad drehen, dies dank ihren vierzehn Halswirbeln. Sie haben besondere Ohröffnungen, und einige haben Federohren, mit denen sie sich sozial

mitteilen. Das Federkleid ist je nach Art hell bis ganz dunkel, gestreift bis gepunktet. Dazu weiss eine Geschichte der Inuit zu berichten, dass die Rabenfrau der Eule das Gefieder mit Russöl bemalt hat, umgekehrt aber die Eule die Rabenfrau von Kopf bis Fuss damit übergossen hat, weshalb diese bis heute schwarz ist.¹⁰ Das Federkleid der Eule ist ein Wunder der Natur, das ein fast geräuschloses Fliegen ermöglicht.¹¹

Die weise Eule – der komische Kauz

Das Verhalten der Eule wird gerne menschlich gedeutet. Verschiedene Erzählungen zeigen die Eule eingebildet von ihrer eigenen Gestalt. Sie bittet einen Jäger (oder Falken), ihre Kinder zu verschonen, er würde diese leicht erkennen, denn sie seien die schönsten. Der Jäger schießt die hässlichsten Vogelkinder, und es sind die Jungen der Eule.¹² In einer anderen Version will der Adler die schönsten Vogelkinder zu sich an den Hof nehmen. Die Eule empfiehlt ihre eigenen: «Nimm die meinigen», sagt die Eule, «denn sie überragen alle durch Schönheit.» «Wie sehen sie denn aus?», fragt der Adler. «Wie ich», antwortet die Eule. Und alle lachen sie aus.¹³ Tatsächlich wird eine «hässliche» Frau als Eule betitelt. Eine «alte Nachteule» hingegen ist jemand, der die Nächte durchfeiert. In einer dänischen Legende schmieden Gott und Petrus aus einer alten Frau eine junge. Als der Schmied das gleiche mit seiner Mutter machen will, wird sie am Ende zu einer Eule und fliegt davon.¹⁴

In einem rumänischen Märchen verbirgt sich hinter der Eulengestalt eine wunderschöne Fee, die sich nur nachts zeigt. Doch als ihr Gemahl, der Prinz, ihr Gefieder verbrennt, verschwindet sie als Taube in die Anderswelt, und der Held muss sich auf eine lange Suchwanderung begeben, um sie zu finden.¹⁵ In Wilhelm Hauffs Geschichte «Kalif Storch»





Die Schnee-Eule

und die Rabenfrau Märchen der Inuit

Als sich einmal eine Schnee-Eule und eine Rabenfrau trafen, nahmen sie sich Zeit für ein Schwätzchen, und natürlich redeten sie auch von ihren Kleidern. Raben trugen seinerzeit noch ein weisses Gefieder, und auch die Schnee-Eulen waren eintönig weiss. Da meinte die Rabenfrau: «Was hältst du davon, wenn ich Dein Kleid ein wenig schmücke?»

«Ei, warum nicht? Dann werde ich gewiss noch schöner!», erwiderte die Schnee-Eule.

Sogleich begann die Rabenfrau, das Gefieder der Schnee-Eule mit ein paar Russ-Strichen zu versehen. Sie entnahm dazu schwarzes, zum Tätowieren geeignetes Russöl aus dem Quilli, der steinernen Inuit-Öllampe.

Die Schnee-Eule verhielt sich ganz ruhig und wartete geduldig, bis die Rabenfrau ihr bedeutete, nun sei das Schmücken beendet. Und wahrhaftig, als die Schnee-Eule sich in einem nahen Teich spiegelte, hatte sie nun ein Gefieder, wie wir es heute noch sehen können, und war ganz aufge-regt über ihr schönes neues Kleid.

kann die in eine Eule verwandelte Prinzessin nur dann wieder ihren menschlichen Körper zurückerhalten, wenn sie in Eulengestalt geheiratet wird. Dafür aber muss der Kalif das Zauberwort seiner eigenen Verwandlung herausfinden, nämlich «Mutabor».¹⁶

Die Eule wird auf Illustrationen oft mit Brille abgebildet und als Symbol für Lesezirkel und Bibliotheken genutzt. In einem tschechischen Formelmärchen schreibt sie alle Geschichten auf, damit sie nicht vergessen gehen.¹⁷ Von Äsop

«Jetzt aber solltest auch du dich schmücken lassen», sagte sie ganz eifrig zu der Rabenfrau. Die willigte ein. Nun formte die Schnee-Eule ihr zuerst einmal Stiefel aus Walkknochen. Die gefielen der Rabenfrau so gut, dass sie mit ihnen gleich überall herumhüpfte. «Ei, du musst doch stillstehen, damit ich dein Kleid bemalen kann», verlangte die Schnee-Eule. Aber das nützte nichts. Die Rabenfrau trat von einem Fuss auf den anderen und gab einfach keine Ruhe. Da schrie die Schnee-Eule: «Jetzt setze dich doch endlich hin! Ich verschüttele sonst doch das ganze Russöl!» Aber die Rabenfrau hüpfte immer weiter herum.

Schliesslich riss der Schnee-Eule der Geduldsfaden, und sie goss das ganze Russöl über die Herumhüpfende aus. So wurde die Rabenfrau vom Schnabel bis zu den Beinen tiefschwarz und selbst die in den Stiefeln steckenden Füsse wurden russig. Seither tragen die Raben schwarzes Gefieder und schreien «rab, rab!».

Aus: Wintermärchen aus aller Welt, Mutabor Verlag 2018.



ist die Fabel überliefert, in der die Eule die Vögel vor den Menschen warnt, sie sollten die Eicheln und die Leinsamen aufpicken, da der Mensch daraus Netze machen würde, um sie zu fangen, auch vor den Bogenschützen warnte sie. «Die Vögel aber glaubten ihr nicht, sondern sagten, sie sei unvernünftig, ja verrückt. Später aber, durch Erfahrung belehrt, staunten sie und hielten sie in der Tat für den weisesten aller Vögel. Wenn sie sich daher zeigt, fliegen alle auf sie zu, weil

sie ja alles wisse, sie aber pflegt nicht mehr Rat mit ihnen, sondern ächzt nur.»¹⁸

Das Sprichwort «Eulen nach Athen tragen» (etwas Überflüssiges tun) ist seit etwa 400 v. Chr. bekannt. Die Eule war als Attribut der Göttin Athene (Minerva) in Athen weit verbreitet. Zudem war sie auf der Tetradrachme-Münze abgebildet. Heute zierte sie die Rückseite der griechischen 1-Euro-Münze.

Wer sich mit Eulen beschäftigt, gilt schnell als komischer Kauz, als Sonderling und Spinner.

Doch die Eulen haben es heutzutage schwer. Ihre Schlafplätze sind immer weniger geworden. Bedroht durch die Zivilisation nehmen ihre Bestände weiter ab. Mit ein Grund, mit Märchen auf ihre Einzigartigkeit aufmerksam zu machen.

- 1 «Das Lied der Eulen», in: M. Maly, Baltische Märchen, Hanau 1981.
- 2 «Juan Holgado und Frau Tod», in: F. Caballero, Spanische Volkslieder und Volksreime. Spanische Volks- und Kindermärchen. Einfache Blüten religiöser Poesie. Nach den von Fernan Caballero gesammelten Originalen ins Deutsche übertragen von W. Hosäus, Paderborn 1862.
- 3 J. und W. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Berlin 1857.
- 4 «Der Soldat und die Birke», in: D. Jaenike, Baummärchen aus aller Welt, 2019.
- 5 «Wie die Vogelwelt ihren König wählt», in: D. Brezinová, Rumänische Märchen, Hanau 1989.
- 6 J. und W. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Göttingen 1856.
- 7 Ebd.
- 8 In: Zeitschrift Märchenforum Nr. 58, S. 39.
- 9 G. Pitre, Usi e costumi Siciliani III, Palermo 1889, 1 p. 393.
- 10 Siehe nebenan.
- 11 Der Historiker Martin Windrow hat in seinem unterhaltsamen und informativen Buch zahlreiche Fakten und lustige Anekdoten über Eulen zusammengetragen: M. Windrow, Die Eule, die gern aus dem Wasserhahn trank. Mein Leben mit Mumble, München 2015.
- 12 «L'aigle et le hibou», in: J. de La Fontaine, Fables de La Fontaine (éd. Barbin)/1, Fables, premier recueil, livres iv, v, vi, C. Barbin, D. Thierry Paris 1678, S. 146–150.
- 13 O. Dähnhardt, Natursagen. Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden, 4 Bände, Leipzig/Berlin 1907–1912, S. 250.
- 14 Ebd. S. 162.
- 15 «Die Fee der Feen», in: Märchenforum Nr. 70, S. 30, oder D. Jaenike, Kindermärchen aus aller Welt, Trachselwald 2015.
- 16 W. Hauff, Sämtliche Werke in drei Bänden, Band 2, München 1970, S. 14–25.
- 17 «Die Märchen der weisen Eule», in: H. Weisová-Tomamová, Tiernmärchen, Hanau 1999.
- 18 N. Henkel, «Eule», in: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Band 4, Berlin/New York 1999, Sp. 535.

Djamila Jaenike, Märchenfrau,
Redakteurin Märchenforum.

kenntnis, das Fehler nicht wiederholt werden müssen. Reue war, ist und wird vermutlich immer ein Konflikt der Seele bleiben. Das hat Edith Piaf in ihrem Chanson «Non, je ne regrette rien» besungen. Das Gefühl der Reue überkommt uns oft nach einem Scheitern. Reue, «regret» im Englischen oder «hasrat» im Persischen, ist in vielen Märchen ein zentrales Thema. Alles, was wir uns wünschen und sich nicht erfüllt, gehört genauso zu unserer Identität wie die Ziele, die erreicht werden. Ausschlaggebend ist nicht nur, wofür wir uns entscheiden, sondern auch, wofür wir uns nicht entscheiden. Rückblickend würde man im Leben manche Dinge anders machen, doch im damaligen Moment hatte die Entscheidung, auch wenn sie scheinbar falsch war, ihre Logik.

In diesem Sinne kommt der König in der Geschichte in Kontakt mit seinem Bedauern, seiner Reue, die ihm helfen kann, in zukünftigen Situationen besser zu handeln.

Das glückliche Ende

Die kluge Scheherazade erzählt Geschichten, die nicht nur fantasie reich und spannend sind, sondern auch eine neue Sicht des alltäglichen Lebens zeigen. Am Ende gibt der König endlich nach, das Morden findet ein Ende, und er lässt Frieden und Liebe in sein Herz: «Die Freude verbreitete sich sogleich im ganzen Palast und bald darauf in der ganzen Stadt. Es war eine äusserst freudige Nacht, lichter als der hellste Tag. [...] Der König liess die Stadt auf seine Kosten beleuchten, allerlei öffentliche Spiele und Belustigungen veranstalten und den Armen viele Almosen aus seiner Schatzkammer austeilten. Er herrschte dann noch viele Jahre in Glück und Freude, bis ihn der Tod überraschte, mit dem alles Irdische endet.»³ Die Geschichten aus Tausendundeiner Nacht sind sowohl für die Figuren der Rahmen erzählung Lehr geschichten als auch für die Lesenden. Jeder hat die Möglichkeit, inneren Frieden zu finden und, vielleicht mit dem Erzählen von Geschichten, den äusseren zu fördern.

- 1 G. Weil, Tausend und eine Nacht, Erster Band, Stuttgart 1838.
- 2 C. Ott, 101 Nacht: Aus dem Arabischen erstmals ins Deutsche übertragen nach der Handschrift des Aga Khan Museums, Zürich 2012, S. 157.
- 3 G. Weil, Tausend und Eine Nacht, Vierter Band, Stuttgart 1838.

Banafshe Tabatabai ist im Iran geboren und hat im Iran in «Deutsche Sprache und Literatur» ihren Master gemacht. Sie ist als DaF-Lehrerin und Übersetzerin tätig.

Der König und sein Falke

Tausendundeine Nacht

In alter Zeit lebte ein persischer König, der die Jagd sehr liebte. Dieser König hatte einen Falken, der im Flug jedes Wild einholte. Der König liebte diesen Falken über die Massen und fütterte ihn immer mit eigener Hand.

Eines Tages jagte der König mit dem Falken auf einer Wiese, und plötzlich erschien ein Hirsch. Der König verfolgte den Hirsch mit grösstem Eifer auf seinem leichtfüssigen Pferde. Es rannte so schnell, dass selbst der Morgenwind, der die Welt in einem Augenblick durchweht, es nicht einholen konnte. Infolgedessen blieb sein Gefolge zurück. Nach einiger Zeit war auch der Hirsch nicht mehr zu sehen, und der König musste die Jagd aufgeben. Da er von brennendem Durst gequält wurde, durchweht er die Wiese, um Wasser zu suchen, nach allen Richtungen.

Schliesslich kam er an den Fuss eines Berges und sah, dass von dem Berge klares Wasser herabtröpfelte. Er nahm einen Becher, den er bei sich führte, und füllte ihn mit dem Wasser, das tropfenweise herabfloss, voll. Als er davon trinken wollte, schlug der Falke mit seinem Flügel an den Becher, sodass das Wasser ausfloss. Als der König ärgerlich den Becher mit vieler Mühe von Neuem füllte und trinken wollte, geschah dasselbe.

Der König, von der Glut des Durstes gequält und zornig über das Betragen des Falken, schlug ihn zu Boden und tötete ihn. In diesem Augenblick kam der Page des Königs heran und fand den Falken tot und den König durstig. Er holte eine Feldflasche hervor, füllte aus ihr den Becher und gab dem König zu trinken. Der König sagte: «Ich möchte auch noch von dem Wasser haben, das vom Berge kommt, aber da es nur herabtröpfelt, macht es so viel Mühe, den Becher zu füllen. Du musst hinaufklettern und sehen, ob dort irgend ein Hindernis für das Wasser ist.»

Der Page stieg den Berg hinauf. Da sah er eine Quelle, die nur tropfenweise Wasser



gab, und vor der Quelle lag eine grosse tote Schlange. Durch die Einwirkung der Sonne war sie verwest, und ihr Gift hatte sich mit dem Wasser vermischt und rieselte den Berg hinab. Der Page lief erschreckt und bestürzt den Berg hinunter und erzählte dem König, was er gesehen.

Dem König flossen Tränen aus seinen Augen. Der Knabe fragte ihn nach dem Grunde der Tränen. Der König erzählte die Geschichte und sagte: «Ich weine darüber, dass ich den Falken zu Unrecht getötet habe.»

Der Page erwiderte: «O König, dieser Falke hat dich vor einem grossen Unglück bewahrt, und das ganze Volk ist ihm zu grossem Danke verpflichtet. Es wäre besser gewesen, wenn der König nicht so eilig getötet hätte und die Glut seines Zornes mit dem Wasser der Milde gedämpft hätte.»

Der König antwortete: «Ich bereue meine Handlung, aber die Reue nützt nichts, und solange ich lebe, werde ich stets durch Gewissensbisse gequält werden.»

Fassung: L. Tetzner, nach: «Die Geschichte des persischen Königs und seines Falken», in: G. Weil, A. Lewald, Märchen aus 1001 Nacht. Arabische Erzählungen. Zum Erstenmale aus dem Arabischen Urtext treu übersetzt, Oxford 1841.



Löwe, Storch und Ameise

Märchen aus Österreich

Ls war einmal eine arme Witwe, die aus einer vornehmen Familie stammte, die hatte einen einzigen Sohn. Sie wohnte mit ihm in einem einsamen Wald und lehrte ihn, fleissig und tugendhaft zu sein. Der Junge hiess Johannes, er lernte gern und machte ihr grosse Freude. Nur eines gefiel ihr nicht, das war seine Sehnsucht nach fernen Orten. Tag und Nacht träumte er von der Schönheit und Pracht ferner Städte und Schlösser, von denen er erzählen gehört hatte. Die kluge Mutter wusste, dass dem Sohn für das Reisen das Geld fehlte. Doch all ihr Mahnen half nichts, der Sohn wollte die weite Welt sehen. Der Wald wurde ihm zu eng und es drängte ihn in die Fremde. So gross wurde seine Sehnsucht, dass er sich eines Tages von seiner weinenden Mutter verabschiedete und von der Hütte im Wald hinauszog in die grosse Welt.

Lange wanderte er durch den dunklen, dichten Wald. Da hörte er auf einmal ein fürchterliches Streiten, und er dachte: «Da muss ich nachsehen, was los ist. Vielleicht kann ich helfen.»

Mutig ging er in die Richtung, aus der der Lärm herkam, und wie er so ein Stück gelaufen war, sah er einen Löwen, einen Storch und eine Ameise, die um ein totes Pferd herumstanden. Sie stritten sich laut und heftig. Kaum aber sahen sie den jungen Mann, riefen sie: «Schau, wir können uns nicht einigen, wer wie viel von dem Fleisch haben soll. Bitte sei unser Schiedsrichter.»

Johannes überlegte nicht lange, sondern entschied: «Du Löwe, erhältst das Fleisch. Dir Storch, sollen die Knochen zum Abnagen gehören und du, Ameise, bekommst den Kopf des Pferdes, damit du darin wohnen kannst.»

Die Tiere freuten sich über die gerechte Teilung, dankten dem jungen Mann, und der Löwe sprach: «Mein lieber Freund, so wie du mir geholfen hast, will auch ich dir einmal helfen. Wenn du sprichst: 'Johannes, der Löwe!', so bist du sieben Mal stärker als der stärkste Löwe.»

Darauf sagte der Storch: «Auch ich will mich bedanken. Wenn du sprichst: 'Johannes, der Storch!', so kannst du sieben Mal

höher fliegen als jeder Storch.»

Nun kam auch die Ameise und sprach: «Lieber Freund, auch meinen Dank sollst du bekommen. Wenn du sagst: 'Johannes, die Ameise!', so bist du augenblicklich sieben Mal kleiner als die kleinste Ameise.»

Johannes bedankte sich und wanderte weiter durch den Wald. Endlich wurde er heller und lichter, und als er aus dem Wald hinaustrat, sah er vor sich eine grosse, riesige Stadt. Sie war nicht nur gross, sie sah auch sehr düster aus, denn an allen Häusern hingen schwarze Tücher. Als Johannes in die Stadt hineinkam, sah er, dass alle Bewohner schwarz gekleidet waren. Er wandte sich an einen Mann und fragte: «Sagt, lieber Mann, weshalb ist die ganze Stadt in Trauer?»

Der Mann sah ihn mit trauriger Miene an und sprach: «Ach, unsere geliebte Königs-tochter ist in ein fernes Schloss verwünscht worden. Niemand kann sie erlösen, denn sie wird von einem schrecklichen Drachen mit drei Köpfen bewacht.»

Als Johannes dies gehört hatte, fühlte er solches Mitleid mit der armen Prinzessin,



dass er sich nichts sehnlicher wünschte, als sie zu erlösen. Er fragte nach dem Weg zum Schloss und eilte nun in diese Richtung. Um zum Schloss zu gelangen, musste Johannes einige Tage wandern. Dann endlich sah er das Schloss, doch es stand auf einem hohen Berg. Dieser Berg war so steil und glänzend, als wäre er mit Öl übergossen. Lange dachte Johannes nach, wie er auf den Berg gelangen könnte, doch es wollte ihm nichts einfallen.

Endlich erinnerte er sich an seine Begegnung mit den Tieren, und er sprach vor sich hin: «Johannes, der Storch!»

Sogleich flog er auf den Berg zum Schloss hinauf. Als er oben war, ging er auf das Schlosstor zu, doch es war verschlossen. Da sprach er: «Johannes, die Ameise!»

Im Nu war er kleiner als die winzigste Ameise und schlüpfte durch ein kleines Löchlein im Holz durch das Tor. Innen im Schlosshof schaute er sich um und überlegte, wie er die Prinzessin finden könnte. Da kam auf einmal ein ganz alter Mann mit einem langen, langen Bart auf ihn zu und fragte: «Bursche, was willst du hier?»

Lange dachte Johannes nach, wie er auf den Berg gelangen könnte, doch es wollte ihm nichts einfallen.

«Ich möchte die verwünschte Prinzessin erlösen», erwiderte Johannes.

«Das ist schwer», meinte der Alte, «denn der schreckliche Drache bewacht sie.»

Johannes aber fragte: «Sagt, gibt es hier im Schloss ein Schwert?»

«Geh hinauf in die Schwertkammer, dort findest du ein Schwert, das so stark ist, dass du es kaum tragen kannst. Dieses musst du nehmen!»

Johannes stieg zur Schwertkammer hinauf und fand das riesige Schwert. Es war so schwer, dass er es kaum heben konnte. Er sagte: «Johannes, der Löwe!»

Da wurde er sieben Mal stärker als der stärkste Löwe. Er nahm das Schwert und

fand das Zimmer, in dem der dreiköpfige Drache die Prinzessin gefangen hielt. Er ging hinein und schlug dem Drachen mit einem Hieb alle Köpfe ab. Da begann es zu donnern und zu poltern. Der Berg fiel mit Krachen in sich zusammen, und das Schloss stand wieder auf der Erde.

Johannes aber nahm die Prinzessin an die Hand, und gemeinsam gingen sie zurück in die Stadt. Grosser Jubel brach aus, als die Menschen Johannes mit der Prinzessin sahen. Sie nahmen die schwarzen Tücher ab, zogen bunte Kleider an und feierten ein Fest nach dem anderen. Das schönste Fest aber war die Hochzeit der Prinzessin mit dem mutigen Johannes, und gemeinsam lebten sie vergnügt und glücklich bis zu ihrem Ende.

Fassung D. Jaenike, nach: I. und J. Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland, Regensburg 1854.



Die Fledermaus

Märchen der Modoc, Nordamerika

Vor langer Zeit, da führten einmal die Vögel und die Tiere mit vier Beinen gegeneinander Krieg. Viele tapfere Krieger waren unter ihnen. Welche mit scharfen Schnäbeln und Krallen und solche mit mächtigen Tatzen und gefährlichen Zähnen. Lange kämpften sie gegeneinander, und an jenem Tag verloren die Vögel die Schlacht gegen die Vierbeiner. Die Vögel erhoben sich und flogen mit lahmen Flügeln und schwer verletzt davon und brachten sich in Sicherheit. Unter den Vögeln war auch die Fledermaus. «Ich gehöre doch zu den Vögeln, weil ich Flügel habe, oder etwa nicht?», dachte sie sich.

Jetzt aber, als die Vierbeiner gewonnen hatten, wollte die Fledermaus nicht zu den Verlierern gehören. Sie versteckte sich in einem Baum und wartete. Als die Vierbeiner kamen und sich über ihre Beute hermachten, da kroch sie aus ihrem Versteck und stellte sich zu den Tieren, als wäre sie schon immer da gewesen. Als diese sie sahen, sagten sie:

«Nanu? Wo kommt denn die Fledermaus her? Gehört sie nicht zu den Vögeln mit ihren Flügeln?»

«Nein, das ist nicht richtig!», sagte die Fledermaus. «Seht, ich habe Zähne und ein Fell, also gehöre ich zu euch. Oder habt ihr schon mal einen Vogel mit Zähnen und Fell gesehen?»

«Da hat sie wohl recht», meinten die Tiere, «vielleicht haben wir uns geirrt.»

Am nächsten Tag begann der Kampf von Neuem. Diesmal gewannen die Vögel. Die Vierbeiner sprangen davon, so schnell sie konnten. Die Fledermaus aber hatte keine Lust, zu den Verlierern zu gehören. Sie verkroch sich wieder in ihrem Baum und wartete. Als die Vögel ihren Sieg feierten, flog sie von ihrem Baum herab und feierte mit. Die Vögel aber wunderten sich und sagten. «Du gehörst doch zu den Vierbeinern, was tust du hier bei den Vögeln?»

«Aber ich gehöre doch zu den Vögeln», rief die Fledermaus. «Schaut, ich kann flie-

gen. Oder können die Vierbeiner das etwa auch?»

«Da hat sie wohl recht», meinten die Vögel, «vielleicht haben wir uns geirrt.»

Einige Tage später beschlossen die Vierbeiner und die Vögel miteinander Frieden zu schließen. Sie setzten sich im grossen Kreis um das Feuer. Auf der einen Seite die Vierbeiner, auf der anderen die Vögel. Die Fledermaus wusste nun nicht, wo sie sich hinsetzen sollte, und da bemerkten die Tiere sie und erkannten auf einmal, welche Rolle die Fledermaus gespielt hatte, als sie immer zu den Gewinnern gehören wollte. Und während alle Tiere Frieden schlossen, verkroch sich die Fledermaus und schämte sich. Bis heute kommt sie immer erst im Dunkeln hervor, wenn niemand sie sehen kann.

Fassung D. Jaenike, nach: A. Konitzky, Nordamerikanische Indianermärchen, Düsseldorf/ Köln 1963.